Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 153 (1874)

Artikel: Ueber Stenographie
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-373594

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ueber Stenographie.

Sicherlich hört der geneigte Leser das Wort „Stenographie“ (Schnellschreibkunst) nicht zum ersten Male. Vielleicht hat er gestern irgend einer Gerichtssitzung oder einer Versammlung der „Väter des Landes“ beigewohnt; er will heute einem guten Freunde etwas von dem erzählen, was er da gehört. Der gute Freund aber, der gerade die Zeitung gelesen, unterbricht den erzählenden Nachbar und zeigt ihm das Blatt und richtig, da stehts, schwarz auf weiß, Alles, was gestern im Gerichts- und Rathssaal gesprochen worden. Der Nachbar weiß ganz gut, wie das zugegangen, denn er hat ja die Herren „Stenographen“ im Saale bemerkt, wie sie mit behendem Griffel aufzeichneten, was da gesprochen worden; er hätte aber doch nicht geglaubt, daß die Hand des Stenographen ebenso schnell sei, wie die eilfertige Zunge des Redners. Und nun erinnert er sich vielleicht daran, daß er einmal in einem Buche gelesen, wie es eine Zeit gegeben, wo das Schreiben darin bestand, daß man auf Knochen die Bilder oder Umrisse der Gegenstände rizte, von denen man sprechen wollte! Wie erhaben steht nicht die heutige Zeit mit ihren geistigen Fortschritten und Errungenschaften da gegenüber jener Zeit! Und wie unser Freund so darüber nachdenkt, da möchte er doch gerne wissen, wie denn die Menschheit zu diesem Fortschritte gelangt sei und mit Interesse wird er mir zuhören, wenn ich ihm das mit einigen Worten erzähle.

Das Wort Stenographie stammt aus dem Griechischen; das griechische Wort „stenos“ heißt „eng“ und das Wort „graphie“ heißt „schreiben“: also setzen wir im Deutschen dafür: Engschrift“ oder — und das ist wirklich der gebräuchliche Ausdruck — „Kurzschrift“.

Schon die alten Griechen kannten die Stenographie und es sind uns — im Vatikan zu Rom — noch Proben derselben aufbewahrt. Der Dichter Ennius, der ungefähr 250 Jahre vor Christus lebte, führte sie in Rom ein. Das großartige Staatsleben Rom's bot ein reiches Feld für die Stenographen, welche die Verhandlungen des Senats und der Tribunale aufzeichneten. Die Stenographen wurden hoch geehrt und sogar von Dichtern besungen. So z. B. sagt Martial in einem Distichon:

„Strömen die Worte dahin, die Hand ist schneller als diese;
Noch ist das Wort nicht gesagt, hat schon die Hand es erfaßt!“

Aber mit dem mächtigen römischen Reiche nahm es ein Ende — und auch die Stenographie kam nach und nach in Verfall und endlich in Vergessenheit. In den finstern Zeiten des Mittelalters machte man mit den „seltsamen Zeichen der Stepanographia“ und mit Denjenigen, die sie geschrieben, kurzen Prozeß: jene wie diese wurden als „ketzerisch“ betrachtet, und wie liebenswürdig unser Mittelalter mit den „Ketzern“ umging, das weiß der geneigte Leser schon.

Den Engländern war es vorbehalten, gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Stenographie wieder zu Ehren zu bringen. Ueber hundert Schriftsteller befaßten sich mit Aufstellung von Systemen oder mit Verbesserung vorhandener Methoden. In der neuen Zeit waren und sind es namentlich die großen Tagesblätter, wie die „Times“, welche die Stenographie dadurch fördern, daß sie sich bestreben, die Parlamentsverhandlungen wörtlich zu bringen. Ein Jahrhundert später als in England bürgerte sich in Frankreich die Stenographie ein. Die Systeme, welche da auftauchten, waren aber äußerst mangelhaft; Ungenauigkeit und Unzuverlässigkeit waren ihre Merkmale. So konnte ein Gegner der Stenographie mit Recht sagen: „Gott behüte Euch, in die Hände eines Stenographen zu fallen! Wenn Ihr ihm „dix milles“ Francs leiht, wird er Euch „deux milles“ wiedergeben, und umgekehrt, wenn er Euch „deux milles“ geborgt, wird er „dix milles“ zurückfordern, denn ihm bedeutet „dx“ sowohl „dix“ wie „deux“.“

Erst zu Anfang unseres Jahrhunderts befaßten sich auch deutsche Schriftsteller mit der Stenographie, innert wenigen Jahren brachten sie es aber weiter, als die Engländer und Franzosen innert Jahrhunderten, denn durch die genialen Erfindungen Gabelsberger's (1834) und Stolze's (1841) wurde die Stenographie auf eine ungeahnte Höhe der Vollkommenheit gebracht und es sind diese Systeme bereits auf alle Hauptsprachen übertragen worden. Das System von Gabelsberger ist mehr in Süddeutschland (München) und Oesterreich, das System Stolze's mehr in Norddeutschland (Berlin) und der Schweiz verbreitet.

Wenn der geneigte Leser nun vielleicht gerne wissen möchte, welches dieser sehr verbreiteten Systeme den Vorzug verdiene, so muß ich ihm (und da ich beide Systeme kenne, so steht mir ein Urtheil wohl zu!) ohne Umschweife sagen: Das Stolze'sche und zwar, weil es viel, viel leichter zu erlernen, bedeutend zuverlässiger und ungleich geläufiger ist, als das Gabelsberger'sche. Wer also die Neigung in sich verspürt, sich mit dem ebenso nützlichen als interessanten Fache der Stenographie vertraut zu machen, der möge meinem Rathe folgen und sich dem ausgezeichneten System Stolze's zuwenden, dessen Erlernung so wenig Schwierigkeiten darbietet, daß z. B. in der Schweiz schon mehrfach achttägige Kurse stattfanden, durch welche die Theilnehmer vollkommen mit dem System bekannt waren.*)

Gerne wollte ich dem geneigten Leser noch das Wesentlichste vom Stolze'schen System sagen, aber ich muß befürchten, seine Geduld schon jetzt mehr als genug in Anspruch genommen zu haben. Deßhalb breche ich hier ab, um vielleicht ein anderes Mal auf den Gegenstand zurückzukommen. F.

*) Denjenigen, welche sich mit der Stolze'schen Stenographie bekannt machen wollen, empfehlen wir: „Lehrbuch der Stenographie. Von Hans Frei. Mit 32 lithographischen Tafeln. Dritte Auflage. Bern, 1873. Verlag des Verfassers." Die Red.

Aufopferung eines Thieres.

Ein interessantes Beispiel von Aufopferung und Muth eines Thieres wurde am 2. Mai 1872 bei einem Brande in Linz beobachtet. Eine Schwalbe, welche ihr Nest unter dem Dache des brennenden Gasthauses „Zur weißen Gans" hatte, kam plötzlich zur Zeit des heftigsten Brandes angeflogen und stürzte sich unverzüglich durch den dichtesten Qualm unter das Dach, um ihre Jungen zu retten, mußte aber unverrichteter Sache wieder zurückkehren, und so wiederholte das arme Thier dreimal seine Rettungsversuche, bis es zum letzten Male beim Zurückflattern halb gebraten und mit verbrannten Flügeln auf die Straße fiel und todt aufgehoben wurde.

Eine fatale Verwechslung.

Ein Franzose, der noch nicht fest im Deutschsprechen war, sagte zu einem Deutschen: O, Sie lieber Freundbusen. Man sagt Busenfreund, berichtigte dieser. Der Franzose merkt es sich und ruft, als sie bei einem Zipfel der Nordsee anlangten: O welch ein schönes Busenmeer! Als nun aber sein Freund bemerkte, man sage Meerbusen und nicht Busenmeer, meinte der Franzose, die Deutschen seien doch sonderbare Leute, das eine Mal hätten sie den Busen vorne und das andere Mal hinten.

Architekt Felix Wilhelm Kubly.

Am 26. Oktober 1872 starb in St. Gallen, allgemein betrauert, nach kurzer Krankheit Felix Wilhelm Kubly, welcher, wenn in den letzten vierzig Jahren in der Eidgenossenschaft von hervorragenden Baumeistern die Rede war, mit Recht unter den ersten genannt wurde.

Kubly, 1802 in Altstätten (Rheinthal) geboren, besuchte bis in sein vierzehntes Jahr die Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt, von 1816 bis 1818 die Kantonsschule in Aarau und 1819 die Akademie in Lausanne, woselbst er sich die französische Sprache aneignete. Die Wahl seines Berufes knüpfte sich an das Andenken seines Landsmannes J. U. Haltiner, des Erbauers der Kräzernbrücke, dieses in den ersten Jahrzehnten des laufenden Jahrhunderts bedeutendsten Bauwerkes der östlichen Schweiz. Im Jahre 1819 begab sich Kubly nach München, wo er bis 1821 auf der Akademie der bildenden Künste ausschließlich architektischen Studien oblag. Von München ging er nach Paris. Hier zeichnete sich der junge Schweizer so vortheilhaft aus, daß er bei den öffentlichen Konkursen der dortigen Akademie vier Preismedaillen davontrug.

Vom Jahre 1827 bis Frühjahr 1830 hielt sich Kubly in Italien auf. Da er sich mit dem Plane trug, eine Kunstreise nach Griechenland zu machen, erhielt er von Paris aus die ehrenvolle Einladung, diese Reise auf Kosten der Akademie auszudehnen und zum Zwecke antiquarischer Forschungen die alten Stätten von Babylon, Bagdad, Ninive ꝛc. ꝛc. zu besuchen; er unternahm die Reise, mußte aber wegen wiederholter Fieberanfälle wieder in seine Heimat zurückkehren. Zu Anfang der Dreißiger-